

Silja Fröhlich

aus Deutschland

***Ugandas schwarzes Gold -
Desinteresse, Misstrauen und Gier
hemmen Ugandas Kaffeesektor, der
das Land aus der Armut heben
könnte, - wenn man es ließe.***

Stipendien-Aufenthalt in Uganda

vom 19. März bis 30. April 2021



Inhalt

1. Prolog: Ugandas Gold

2. Einführung in die Recherche: Ein Land unter der ewigen Herrschaft Yoweri Museveni's

3.1. „Was sie dir nicht erzählen“ - Kein Vertrauen in die Politik

3.2. Sister Josephine, „Coffee for the community“

3.3. Emmanuel Mazinga, „Ugandas Baby“

3.4. Samuel Sebwato, „Leidenschaft und Geduld“

3.5. Jesca Nalusiba, „Das nächste Level“

3.6. Berna Nalusiba, „Kaffee ist meine Rente“

3.7. Rahman Namakula und Ronald Muwanga - Reich auf Kosten anderer

3.8. Charles Karonde „Den Mehrwert des Kaffees in Uganda lassen“

3.9. Michael Kjjjambu, „Der Kaffee und die weißen Herren“

3.10. Paul Martin Maraka, „Uganda, versau das nicht!“

3.11. Emmanuel Iyamulemye, „Warum vertraut uns die Welt nicht?“

4. Fazit

5. Prolog

1. Prolog: Uganda's Gold

Irgendwo zwischen Kakindu und Kibibi, mit Sicht auf weiße Plastik-Planen, die die kostbaren Früchte Ugandas vor dem Regen schützen, sitze ich auf einer Bambusmatte unter einem Metaldach und warte auf die Hitze des Nachmittags. Die vergangenen zwei Tage hat es so stark geregnet, dass teilweise der Strom ausgefallen war, doch für die Bauern der Umgebung war es der heiß ersehnte Befreiungsschlag. Vor drei Tagen noch habe ich mir während der Feldarbeit den Nacken verbrannt, und die Bauern haben besorgt den Himmel geblickt und die anhaltende Trockenheit inmitten der Regenzeit Ugandas beklagt. Es ist keine einfache Zeit für Uganda. Das Land zählt auch heute noch zu einem der ärmsten Länder der Welt, nur ein Fünftel der 34.8 Millionen Einwohner haben Zugang zu Strom, nur jeder Zehnte in ländlichen Gebieten. Die Staatsschulden steigen, während die Investitionen in den Gesundheitssektor, in Bildung und Wirtschaft sinken - keine idealen Voraussetzungen für aufstrebende Unternehmer und mutige Investoren. Generell ist Ugandas Produktionskraft stark eingeschränkt aufgrund einer schlechten Infrastruktur, fehlender Technologie in der Landwirtschaft und Korruption. Uganda verlässt sich stark auf seine Landwirtschaft, die ein Viertel der Wirtschaft, die Hälfte der Exporte und 70 Prozent der Arbeitsplätze des Landes ausmachen. Doch die Produktion ist gering, der Sektor stagniert. Worauf sich

Ugandas Bauern jedoch stützen, ist der Verkaufsschlager des ostafrikanischen Landes, in dem nach Angaben der Weltbank 2016 knapp 88 Prozent der Bevölkerung unter 5,50 Dollar am Tag verdient. Eine kleine rote Frucht, die in diesem Moment neben mir auf einer großen Betonplatte in der Sonne trocknet. Tausende von ihnen, die darauf warten, gepellt, geröstet, gemahlen und verschifft zu werden in Länder, die sich ein Leben ohne sie nicht vorstellen können: der ugandische Kaffee.

Es hat nicht viele Tage gebraucht um zu verstehen, dass es nicht nur der Klimawandel ist, mit dem ugandische Bauern zu kämpfen haben. Auch sind es nicht die fehlenden Möglichkeiten, das mangelnde Kapital. Es ist ein großer Koloss an Problemen, der vor allem auf eines zurückzuführen ist: dem Desinteresse einer Regierung, die zu beschäftigt mit Machtkämpfen und dem Verschlingen von Hilfsgeldern ist, die ihren Weg eigentlich auf die Felder hier zwischen Kakindu und Kibibi finden sollten, einem Dorf, das zu klein ist, um auf der Karte eingezeichnet zu sein. Das Geld fehlt den Menschen, deren Namen die Deutschen, die den Kaffee von den grünen, unscheinbaren Büschen konsumieren, die hier zwischen Bananenpalmen und Zitronengras wachsen, niemals erfahren werden. Und die doch mit einer Hingabe und einem Durchhaltevermögen die liebesbedürftigen Pflanzen pflegen, die standhalten müssen gegen Dürren, Hitze und Überschwemmungen. Afrikas Kaffee ist im Krieg - mit der Umwelt und denen, die ihn eigentlich nötig haben.

Vor nicht allzu langer Zeit saß ich noch in meiner Wohnung im verregneten Bonn und wurde mit einem Thema beauftragt, dass mir als leidenschaftlicher Kaffeeliebhaber direkt ins Auge stach. Das World Ressource Center kündigte an, dass ohne Anpassungsmaßnahmen der Klimawandel die für den Kaffeeanbau geeigneten Flächen bis 2050 um rund 50 Prozent reduzieren wird. Die US Fachzeitschrift Science Advances kündigte zudem an, dass 60 Prozent der wildwachsenden Kaffeearten, darunter Arabica, vom Aussterben bedroht seien. Die Schlussfolgerung war: gerade Afrika ist stark abhängig von dem Anbau, rund 10 Millionen Bauern produzieren besonders in Ostafrika eine große Menge des Kaffees, der im globalen Norden konsumiert wird. Hervor sticht dabei besonders Uganda als größter Kaffeeexporteur: das Land produzierte 2017/2018 158,56 Millionen Säcke Kaffee (Robusta und Arabica).

2. Einführung in die Recherche: Ein Land unter der ewigen Herrschaft Yoweri Museveni's

Mitte März 2021 reise ich in ein Uganda ein, in dem noch das Echo der vorhergegangenen Wahl im Januar nachklingt. Yoweri Kaguta Museveni, seit dem 29. Januar 1986 Präsident von Uganda, hat erneut die Wahl unter fragwürdigen Umständen gewonnen, sein Hauptkonkurrent Bobi Wine, ein berühmter Musiker und beliebter Oppositionspolitiker, sitzt im Hausarrest und wird rund um die Uhr bewacht. Zwei mögliche Interviews mit ihm schlage ich zu meiner eigenen Sicherheit aus - eine Arbeitsgenehmigung als Journalistin ist zu diesem Zeitpunkt kaum zu bekommen, und um meine Recherche und meinen Aufenthalt nicht zu gefährden, beschließe ich, mich bedeckt zu halten. Zwei Tage nach meiner Ankunft in Uganda stirbt am 17. März 2021 John Magufuli, Tansanias beliebter Präsident und COVID-19-Kritiker, offiziell an einer Lungenentzündung. Während im Nachbarland getrauert wird um einen Mann, von dem viele Menschen glauben, dass er der beste Führer war, den Tansania je hatte, ein Mann, der sich, statt sich um Konsens und Kompromisse zu bemühen, durch seinen dominanten Führungsstil auszeichnete, und diejenigen, die sich nicht fügten, Befehle und Anweisungen erteilte. Er verbot den Oppositionsparteien, zwischen den Wahlen Kundgebungen abzuhalten, verbannte schwangere Mädchen nach der Geburt von der Schule und war das Staatsoberhaupt, das sich im Kampf gegen die Corona Virus-Pandemie über internationale Protokolle hinwegsetzte. Doch in den Köpfen blieb er auch wegen seines Kampfs gegen Korruption und den Bau von Infrastruktur in Tansania.

Während der Nachbar seinen toten Präsidenten beklagte, traf ich in Uganda Menschen, die vor allem eines bedauern - nie laut, nie in der Öffentlichkeit, doch in Restaurants, leise geflüstert: „Unsere Gebete wurden in einem anderen Land erhört.“ Der Frust über ein Uganda, das sich nicht Richtung Zukunft richtet, über einen alten Präsidenten, der über ein junges Volk herrschen will und sich an diese

Macht klammert, ist groß. Der Wunsch nach einem Mann wie Magufuli, der trotz des Rückschnitts der Grundrechte Dinge möglich macht, wächst.

Ich komme in Museveni's Uganda, denn sein Gesicht hängt in jedem offiziellen Gebäude, und immer verfolgt mich ein Flüstern, beschwichtigend und warnend. „Man wird dir hier nicht das erzählen, was du hören möchtest. Nicht, weil es nicht stimmt. Sondern weil sich keiner traut.“ Noch immer sind hunderte Jugendliche, vor allem junge Männer, verschwunden, die während der Wahlen für einen fairen Ausgang protestierten. Wohin, weiß niemand, doch das Misstrauen an Museveni's Regierung wächst dadurch noch mehr. Auf den Straßen patrouillieren Soldaten, ab 21 Uhr herrscht eine Ausgangssperre bis 5 Uhr morgens. Ein Soldat in Kampala lächelt mich einmal an und deutet auf sein Maschinengewehr. „Erzähl den Menschen in Deutschland, dass du hier sicher bist!“ Doch ich denke mir: Ich sage lieber nichts.

3.1. „Was sie dir nicht erzählen“ - Kein Vertrauen in die Politik

Am Tag meiner Einreise in Uganda regnet es, die Regenzeit hat gerade begonnen, und das Land trägt nun ein Gewand aus saftigem Grün. Über Freunde und Korrespondenten der Deutschen Welle habe ich schon im Voraus meine Kontakte und Interviewpartner geplant, die ich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in der Stadt Jinja kontaktiere. Ich plane meine Strecke durch das Land, bereite meine Fragen vor und kümmere mich um den Transport. In Jinja habe ich bereits Freunde, weswegen ich mich entscheide, für meine Planung hier die ersten Tage zu verbringen, mich mit den Gegebenheiten auseinander zu setzen und mich für alle Situationen einmal briefen zu lassen. Im Gespräch mit meinen Freunden bestätigt sich mir schnell noch einmal mein erster Eindruck: Meinungsfreiheit ist in Uganda vorhanden -bis zu einem bestimmten Grad.

Wir fahren durch die vollgestopften Straßen Richtung Jinja, eine Stadt östlich von Kampala. Der Verkehr ist grausam, die Straßen schlecht. Noch bevor ich das erste

offizielle Interview in der Region Mityana mit Kaffeebauern und -bäuerinnen führe, bleibt mir eine Unterhaltung während der Autofahrt im Sinn, die, weil sie nur als Gespräch stattfand, hier anonym wiedergegeben wird.

Im Vertrauen erzählt mir ein Bekannter, dass besonders die landwirtschaftlichen Projekte darunter leiden, wenn sich die Regierung einmischt. Als Beispiel nennt er den Fall von Vanille, Mais und Baumwolle. „Uganda hat viel davon angebaut, doch sobald sich die Regierung beteiligte, fielen die Preise, die Regierung verkaufte die Rohstoffe teuer auf dem internationalen Markt und strich sich den großen Gewinn ein.“ Die Bauern und Bäuerinnen blieben auf dem Trocknen sitzen, und dies sei auch der Grund, weswegen Uganda, dass sich großartig aufgrund seiner klimatischen Gegebenheiten für den Kaffeebau anbietet, nicht ansatzweise seine Kapazitäten für den Kaffeeanbau ausschöpfe. „Die Menschen sind entmutigt, denn sie haben das Gefühl, die Regierung will sie arm halten.“ Warum, ist meine Frage. „Arme Leute lassen sich leichter regieren“, sagt mein Bekannter. Die Regierung sei Individuen, die ihr Glück machten und an Reichtum gelangten, nicht sehr wohlwollend gegenüber. Sobald ein Geschäft blühe, käme die Regierung hinzu mit ihren Partnern, und die Qualität ließe nach. „Wenn die Regierung anfängt zu organisieren, verlierst du deine Kunden.“

Ein anderes Beispiel sei das Fernbusunternehmen Gaga Busses in Uganda: Die Regierung hätte sich dem aufstrebenden Geschäft angeschlossen und ihr eigenes Personal mitgebracht. Zuvor sei das Angebot an Routen exzellent gewesen, doch nach und nach nahm die Qualität des Unternehmens ab.

„Wenn man reich ist, könnte man die Regierung stürzen, oder die Opposition unterstützen“, sagt mein Bekannter. Deswegen glaube er nicht, dass Uganda jemals mehr aus seinem Kaffee machen wird, als es aktuell der Fall ist. Denn Kaffee ist Ugandas Cashcrop Nummer 1. Und somit nicht nur eine Chance - sondern auch eine Gefahr.

3.2. Sister Josephine, „Coffee for the community“

*Mein erster Stopp auf meiner Reise der Kaffeebohne beginnt in einem kleinen Konvent in der Region Mtsikana, zwischen saftig grünen Hügeln, bei angenehmen 24 Grad. Hier, angeschlossen an eine Mädchenschule, leben fünf Schwestern des Ordens Immaculate Heart of Mary Reparatrix. Für knapp zwei Wochen werde ich von hier aus den Kaffeeanbau direkt auf dem Feld kennen lernen, und mir von Expert*innen jeden Schritt erklären lassen. Da Ostern in meine Recherchezeit fällt, muss ich mit einigen Verzögerungen rechnen, weil ein Großteil der Menschen in Uganda christlich praktizierend ist.*

Schwester Josephine ist eine der Schwestern und hat den richtigen Hintergrund für meine Recherche: ihre eigene Familie baute, als sie klein war, Kaffee an, und diese Leidenschaft verfolgt sie auch jetzt noch. Josephine arbeitet als Schatzmeisterin ihres kleinen Konvents, und hat vor einiger Zeit ein Kaffeeprojekt ins Leben gerufen. Die Idee: im großen Rahmen Kaffee anzubauen, um Geld zu verdienen und sich selbst zu versorgen. In Bethany, so heißt der kleine Ort, besitzen die Schwestern bereits vier Äcker, Mitschwestern in Zunge weiter im Süden haben bereits 10 Äcker, an die noch vier weitere hinzugefügt werden sollen.

„Es geht uns aber nicht nur ums Geld verdienen“, betont sie, während wir auf einer Bambusmatte vor dem Haus miteinander sprechen. „Für uns arbeiten die Mitglieder der Gemeinde, wie etwa alleinerziehende Mütter. Wir wollen diese Frauen ermächtigen, eigenständig zu werden, und die Männer, ihre Familien zu versorgen. Aktuell sind zehn Leute festangestellt.“

Josephine will mit ihrem Kaffee an den internationalen Markt, und strebt nach der großen Reichweite. „Andere Produkte wie Mais, Bohnen und Matoke werden lokal gegessen und bringen kein Geld, aber wir brauchen das hier für die Nachhaltigkeit unserer Kongregation“, sagt sie.

In Uganda würden Bauern und Bäuerinnen erst jetzt den Kaffee entdecken, weil es lange keine Märkte für die großen Mengen gegeben hätte. Der Kaffee wurde stiefmütterlich in der Landwirtschaft vernachlässigt, doch langsam gäbe es Schulungen und Aufklärung. „Früher konnte es vier Jahre dauern, bis eine Kaffeepflanze Ertrag brachte, heute sind es eineinhalb“, erklärt Josephine.

Doch noch sehe sie die Zurückhaltung: „Die Menschen pflanzen lieber Bohnen oder Matoke an, weil sie nicht das Geld und die Zeit haben, eine Kaffeepflanze hochzuziehen.“

Denn wie bei jedem Investment, spielt Geld auch hier eine große Rolle. „Man braucht 200.000 Shilling fürs Mapping (die Planung des Ackers), danach kommt das Schaufeln der Löcher für den Kaffee, das sind etwa 500 Löcher, jedes Loch kostet etwa 500 Shilling. Die Setzlinge kosten jeweils etwa 50 Cent, man braucht 500 Pflanzen. Und dazu kommt der Dünger. Er ist etwas teuer und deswegen machen sich manche Leute beim Kaffee keine Gedanken und pflanzen ihn einfach ohne Sinn und Verstand“, kritisiert Josephine.

Wir schlüpfen in die Gummistiefel und machen uns auf zu Josephines ganzem Stolz: zwei Äcker, einer schon voll bepflanzt, ein anderer in der Mache. Die Sonne scheint mittlerweile heiß vom Himmel, von Regen keine Spur.

„Zehn Äcker wären toll für eine Kongregation wie uns. Für eine Familie reicht ein Acker, das ist eine gute Einnahmequelle“, erzählt mir Josephine auf dem Weg. Sie hat große Träume, möchte einen Verband gründen mit den Bauern der Gemeinde, um leichter an den Markt zu kommen und den Kaffee für den Export nach Europa anzubieten. Als Kooperative kommt ihnen hier schon NUCAFE entgegen, die den Kaffee abnehmen und in Kampala weiterverarbeiten, und die ich später in meiner Recherche noch in ihren Hallen treffen werde. „Für den internationalen Markt muss es guter Kaffee sein. Und der braucht Geduld.“

Auf Josephines Feld wächst eine Arabica-Sorte mit dem Namen Corona - Ironie des Schicksals. Stolz zeigt sie mir die weißen Kaffeoblüten, und die ersten grünen oder bereits roten Bohnen, die schwer an den Zweigen hängen. Am teuersten verkauft werden die bereits gepellten und getrockneten Bohnen, doch die meisten verkaufen die Kaffeefrüchte so, wie sie am Ast hängen. „Das tun sie aufgrund ihrer Situation, denn die Kaffeefrüchte zu verkaufen geht schneller, aber man verdient auch weniger.“, erklärt Josephine. „Man kann auch die grünen Früchte verkaufen, wenn sie noch nicht rot sind, aber auch das bringt nur wenig Geld. Normalerweise machen sie das aus ihrer Not heraus, weil sie nicht den ganzen Prozess durchlaufen können.

Es ist ein Habitus, aber die Leute müssen lernen, dem Kaffee Zeit zu geben. Es wäre schön, wenn die Regierung helfen könnte, damit sich die Menschen die Geduld leisten können.“

Doch hier beginnen die Probleme, betont Josephine frustriert. „Die Regierung hat Büros eingerichtet, aber an der Basis leiden die Leute. Die Regierung ist nicht vor Ort, um zu helfen. Es gibt Richtlinien und einen Standard für den Kaffee, aber sie unterstützen die lokalen Bauern nicht. Wir können uns zum Beispiel keine Traktoren leisten, manchmal ist es einfach nur Knochenarbeit. Wir brauchen Spenden, um bestimmte Dinge zu kaufen. Es wäre gut, wenn die Regierung das Nötigste machen könnte für die Bauern, tun sie aber nicht. Wir haben ein Problem mit unserem Regierungssystem, sie kümmern sich nicht um die kleinen Leute. Manche Minister haben große Plantagen und können leicht selbst exportieren. Das Geld bleibt bei den Reichen.“

Vorgaben, die von der Regierung kommen, gibt es einige: Seit 2018 gibt es das National Coffee Bill, alle Bauern müssen sich bei der Uganda Coffee Development Authority registrieren. Es geht darum, die Qualität des Kaffees zu sichern, der von unterschiedlichen Bauern angebaut wird, und der schlussendlich auf dem Weltmarkt landet. Doch sich an diese Vorgaben zu halten, ist nicht für jeden möglich, so Josephine. „Für guten Kaffee brauchst du rote Beeren. Manche Leute pflücken auch die, die nicht fertig gereift sind, und dann haben wir eine schlechte Qualität. Der Kaffee muss getrocknet und gelagert werden, aber manche tun das nicht und lagern ihn dort, wo sie auch ihre Tiere halten. Zum Trocknen braucht man etwa eine zementierte Fläche. Aber die Leute können sich das nicht leisten.“

Ein anderes Problem sei der Zugang zum Markt. „Es gibt einen Markt für Kaffee, die Mittelsmänner und Exporteure profitieren davon. Sie kaufen lokal von den Bauern und verkaufen den Kaffee weiter. Ein System, das jeden Bauern erreicht, gibt es nicht. Mittelsmänner bekommen das Geld und können sogar exportieren.“ Verhandeln lasse sich mit den Mittelsmännern, die den Löwenanteil am Geschäft bekommen, nur, wenn sich Bauern zusammenschließen, so Josephine. „Mittelsmänner beuten die Bauern aus. Die Bauern brauchen mehr Macht,

Kenntnisse, Kooperationen, denn man kann nur als Firma seinen Kaffee verkaufen. Wenn man sich als Verband anmeldet, dann kommt man an diesen Markt.“

Am Rande des Wegs liegen eine ganze Menge junger Setzlinge im Schatten. Während wir an den arbeitenden Bauern vorbeilaufen, legt mir Josephine ein paar der Pflänzchen in die Arme, und wir ziehen los in Richtung der bereits ausgehobenen Löcher. Vorsichtig befreie ich einen der Setzlinge aus dem Plastikumschlag, setze ihn in die Erde und bedecke die Wurzeln mit Erde. Aus Palmzweigen baue ich ein kleines Häuschen, zum Schutz der Pflanze vor der Sonne, und gieße etwas Wasser darüber, das per Motorrad in Kanistern an den Rand des Feldes gebracht wird. Schwester Josephine macht lachend ein Foto und markiert den Standort, „damit wir dir erzählen können, wenn deine Pflanze den ersten Kaffee trägt“, sagt sie begeistert. Mein Nacken ist mittlerweile absolut verbrannt.

Ein weiteres Problem, das weder mit Geld, Geduld oder Politik zusammenhängt, ist die Natur. Der Klimawandel macht sich bemerkbar, die Jahreszeiten sind nicht mehr vorhersehbar. Josephine schaut auf ihrem Feld gegen den Himmel. „Es ist jetzt Regenzeit, aber wir fragen uns, wo der Regen bleibt. Wir warten seit Februar und wir sind im April, wir haben nicht genug Regen. Wenn man pflanzt und nicht genug Regen hat, dann wächst auch nichts, dann muss Wasser her, aber das kostet. Kaffee ist während der Trockenzeit sehr verletzlich, und wenn diese zu lang dauert, dann kommen keine Beeren.“ Während wir über den Feldweg spazieren, betet Schwester Josephine für Regen. Am nächsten Tag ist der Himmel dunkel, und in der Ferne grollt der Donner. Mir scheint, der Kaffee-gott hat doch noch etwas vor mit Schwester Josephines Kaffeebohnen.

Zurück am Haus, setzen wir uns neben eine Betonfläche, auf der schon die ersten roten Beeren in der Sonne trocknen. Schwester Josephine kommt mit einem kleinen Säckchen bereits getrockneter und gepellter Bohnen, und bringt einen kleinen Ofen und eine Schüssel mit sich. „Jetzt machen wir noch unseren eigenen Kaffee“, kündigt sie an. Sie entzündet ein kleines Feuer, schüttet mir die Bohnen in den Schoß, und wir sortieren die schlechten Bohnen aus. Die guten kommen in die

Schüssel, die wir dann auf das Feuer stellen. Etwa drei Stunden sitzen wir so dort, rühren und rühren die Bohnen, damit sie so gleichmäßig wie möglich braun werden, und ich stelle fest, dass das zum einen um einiges länger dauert als gedacht, und zudem so gut wie unmöglich ist, die Bohnen gleichmäßig zu bräunen. Die einen sind sehr groß, die anderen viel kleiner, sodass wir zum Schluss mit Hilfe eines großen Mörsers zwar ein grobes Kaffeepulver in unserer Schüssel haben, dieses jedoch eher einen hellen Karamell-Ton hat. Schwester Josephine gießt unseren Kaffee mit heißem Wasser auf, und wir lassen ihn einen Moment ziehen. Dann, der Moment der Wahrheit. Unser selbstgerösteter und gemahlener Kaffee schmeckt zwar nicht so, wie ich es von dem Kaffee aus dem Supermarkt kenne, aber eines ist unverkennbar: er ist frisch, er ist intensiv, er schmeckt leicht erdig und nach Feuer. Und ich weiß: so einen Kaffee, den gibt es in keinem Supermarkt zu kaufen, sondern den gibt es nur hier, in einem Dorf mitten in Uganda, frisch vom Feuer.

3.3. Emmanuel Mazinga, „Ugandas Baby“

Emmanuel Mazinga manövriert sein Motorrad, auch Boda Boda genannt, über den buckeligen Feldweg entlang der Kaffeesträucher auf mich zu. Er trägt einen Blumann, und sieht um einiges älter aus als es ein gewöhnlicher 35-Jähriger tun würde. Mit dabei hat er ein traditionelles Werkzeug, eine Mischung aus Harke und Schaufel. Ich treffe ihn auf einem der neuen Felder von Schwester Josephine, wo nur die bereits gegrabenen Löcher von den blühenden Kaffeesträuchern erzählen, die hier bald wachsen sollen.

*Emmanuel ist ein Experte für das sogenannte Mapping, einer Methode, um einen Acker am sinnvollsten zu nutzen. Unterschiedliche Strategien sind hier möglich. Zum einen lassen sich die kleinen Pflänzchen, von denen auch ich einige eingraben darf, im „Brazilian style“ setzen, das heißt, sie wachsen dicht beieinander und dafür mehr in die Höhe anstatt in die Breite. Weiter gibt es die 8*10 oder die 10*10 plus Intercropping-Methode. Bei ersterer werden die Pflänzchen mit genügend Abstand zueinander gepflanzt, sodass sie, sobald sie Kniehöhe erreichen, Richtung Sonnenuntergang gebogen werden, wodurch der Stamm genug Platz und Sonne*

erhält, um weitere Zweige bilden zu können. Der Urzweig wird später abgeschnitten, sodass viele neue, frische Äste wachsen können, wodurch der Strauch viel Volumen in die Breite bekommt und sich viele Beeren bilden können. Dazwischen können Bohnen oder Ingwer gepflanzt werden. Gleiches gilt auch für die zweite Methode, nur dass hier genug Platz zwischen den Pflanzen existiert, sodass große Nutzpflanzen wie Bananenpalmen oder Eukalyptus dazwischen gepflanzt werden können. Diese Pflanzen spenden dem Kaffee zum einen den nötigen Schatten und garantieren zudem die Versorgung mit Nahrungsmitteln, wodurch den Bauern nicht notwendigerweise eine Abhängigkeit von gekauften Lebensmitteln droht.

All das zeigt mir Emmanuel, dessen Vater selbst bereits Kaffee angebaut hat - allerdings mit traditionellen Methoden. Heute hat Emmanuel selbst fünf Kinder und kennt die besten Techniken, um ertragreich selbst Kaffee anzubauen. Zurzeit hat er nur zwei Äcker, sein Traum ist das doppelte. Doch für ein Leben und die Deckung der Grundbedürfnisse reicht es.

Emmanuel baut Kaffee mit Leib und Seele an, und findet immer wieder etwas Neues, was er unbedingt über den Kaffee erzählt haben muss. „Immer mehr Menschen bauen ihn an, aber ich hoffe, dass noch viel mehr Leute in unserer Gemeinde mitmachen“, so Emmanuel. Er nennt die kleinen Pflänzchen, die heute ihren Weg in die nährstoffreiche Erde finden, „Ugandas Babys“. Das Land hat ein großes Potenzial dank dieser Pflanzen. Weltweit liebt man doch unseren Kaffee“, so Emmanuel.

Und er hat recht. Nicht viele Länder eignen sich so gut wie Uganda zum Kaffeeanbau, das wird mir auch während der aktuellen Regenzeit klar. Um mich herum strotzt die Natur grün und saftig, ich sehe Avocados, Jackfrüchte, Bananen und Süßkartoffeln, Passionsfrüchte und Papaya. Der Boden, so Emmanuel, sei hier hervorragend für den Anbau, wenn man denn die richtige, von einem Experten für den jeweiligen Boden empfohlene Kaffeesorte nehme. „Die Regierung gibt manchmal vor, welcher Kaffee gut ist, aber ich würde das immer gegen prüfen lassen“, ermahnt er. Selbst baut Emmanuel die Sorte Corona an.

„In zwei Saisons kann eine Kaffeepflanze bis zu 15 kg Kaffeebohnen produzieren, sogar mehr, wenn sie gut behandelt wird“, erklärt er. Pro Kilogramm Kaffeebohnen bekommt er umgerechnet etwa 15 Euro. Bei einem Acker von 450 Pflanzen kann

das zu einem jährlichen Umsatz von 6.750 € führen (Das Pro-Kopf-BIP in Uganda liegt im Durchschnitt bei 621,67 USD (tradingeconomics.com)).

Eine Pflanze kostet durchschnittlich 0,50 €, und pro Pflanze müsse jährlich etwa 500 Gramm an Dünger verwendet werden, so Emmanuel, was zusätzlich etwa 0,50 € koste. Nach 1 1/2 Jahren würde die Kaffeepflanze die ersten Bohnen produzieren.

Emmanuel hat seine Liebe für den Kaffee noch etwas weitergetrieben. Nach unserem Feldbesuch nimmt er mich mit auf seinem Bodo Boda, und für etwa eine halbe Stunde fahren wir durch die hügelige Landschaft, bis wir in der Abenddämmerung an einem Community Center ankommen. Hier treffe ich ein Dutzend Frauen, die im Haus aus frisch gebrühtem Kaffee Kaffeekuchen backen, und vor der Tür aus den getrockneten Schalen der Kaffeefrüchte Briketts pressen, um sie dann in der Sonne trocknen zu lassen. „Kaffee ist mehr als nur ein Getränk“, sagt mir Emmanuel, der diese beiden Ideen hatte. „Wir haben hier eine große Nachfrage nach leckerem Kuchen, und mit dem Kaffee können wir ihn besonders machen. Durch den Kuchen und den Verkauf der Briketts, die aus dem Abfall der Kaffeeproduktion entstehen, werden diese Frauen ein Stückchen unabhängiger, und wir schützen dazu noch die Umwelt, indem wir die Schalen wiederverwerten.“ Kaffee - sie ist Emmanuels Allzweckwaffe, und wer den ugandischen Bauern ansieht, der spürt den Stolz, den er für dieses Naturprodukt seines Landes hat.

3.4. Samuel Sebwato, „Leidenschaft und Geduld“

Die Sonne hängt bereits tief über den Palmen, als ich zusammen mit meiner Übersetzerin Samuel Sebwato auf seinem Hof treffe. Lächelnd kommt uns der 79-Jährige entgegen, tiefe Falten im Gesicht, doch die Augen von einer Wärme, die sich sicher gut mit einer heißen Tasse Kaffee vergleichen lässt. Mit grauem Haar und den Füßen in den Gummistiefeln begrüßt er uns auf Luganda - Englisch spricht er nicht. Direkt hinter seinem Haus erheben sich große, dunkle Kaffeesträucher, die von Jahren der Pflege und des Wandels zeugen. Die Äste biegen sich unter den

schweren Kaffeebeeren, die teils noch grün, teils schon in sattem Rot strahlen. Die Ernte hat bereits begonnen, doch erst in einigen Wochen wird der Großteil der Beeren von den Ästen gepflückt.

Wir marschieren los, durch den Kaffeewald hindurch, den sich Samuel in Jahrzehnte langer Arbeit aufgebaut hat. Als junger Mann kaufte er seinen ersten Acker, pflanzte die ersten Kaffeesträucher, die allesamt Insektenplagen zum Opfer fielen. Doch er gab nie auf, „Leidenschaft“, nennt er es. Die zwei Äcker und etwa 800 Kaffeebäume, die er heute besitzt, sind zum Teil ein halbes Jahrhundert alt, viele wurden immer wieder durch neuere, resistenterere Varianten ersetzt.

Samuel erzählt mir, dass er durch den Kaffeeanbau seinen 15 Kindern sowohl die Schule als auch die Universität bezahlen konnte. Viele seiner Kinder sind Ingenieure oder in der Wirtschaft, einige leben mittlerweile in Großbritannien. Doch Samuel lebt weiter auf seiner Kaffeefarm, weit weg von der nächsten Stadt, in einem bescheidenden und doch von gewissem Wohlstand zeugenden Haus am Rand seines Dorfes im Distrikt Mityana.

Es hat ihn zweierlei gekostet, sich dieses Leben aufzubauen, erzählt er. „Passion and Patience“. Die Jugend von heute sei zu ungeduldig, baue lieber Zuckerrohr an, sei aufs schnelle Geld aus. Für den Kaffee ist das nichts, denn der braucht vor allem Geduld. Bei guter Pflege kann es über ein Jahr dauern, bis ein Kaffeestrauch Früchte trägt. Bis dahin heißt es, warten.

Doch auch, wenn am Ende das gute Geld winkt, ist der Anbau kein Zuckerschlecken. Kaffeeverarianten von vor 20 Jahren baut Samuel schon lange nicht mehr an. Insekten machten diesen Sorten zu leicht den Garaus, der Ertrag sei gering, die Beeren klein. Samuel setzt auf neuere, resistenterere, teurere Varianten, die dem Klimawandel, dem schwankenden Wetter und Pesten besser standhalten könnten. Das müsse er trotz der Kosten hinnehmen, und daher brauche es die Leidenschaft.

Allerdings habe der Anbau des Kaffees auch seine Schattenseiten. Samuel gehört zu den Bauern, die den Kaffee weder als grüne noch rote Beere, sondern bereits als getrocknete Bohne verkaufen - und zwar an Mittelsmänner. Wünschen würde er sich, direkt an den internationalen Markt zu verkaufen, denn durch den Umweg über die Mittelsmänner gehe ihm einiges an Geld verloren. Doch für ein Individuum fehle

es ihm an Masse, die Menge des Kaffees sei zu gering, um es ihm als individuellen Bauern zu ermöglichen, auf dem Markt zu konkurrieren. Zudem fehlten ihm die Sprachkenntnisse. Auch habe er es bereits damit versucht, sich einer Assoziation von Bauern anzuschließen, doch hier sei ihm etwa Dünger viel zu teuer verkauft worden und die Mitgliedschaft sei an eine Menge Bürokratie gebunden gewesen, sodass man ihn schlussendlich ebenfalls über den Tisch gezogen hätte. Erkannt habe er immerhin, dass sich der Kaffee in aufbereitetem Zustand besser verkaufen lasse, als es eine frisch gepflückte Beere täte.

Während die Sonne hinter den Palmwipfeln versinkt, schaut Samuel nachdenklich. Er hat die gesamte Museveni-Ära miterlebt. Worauf er immer gehofft habe, so sagt er, sei, dass die Regierung sich irgendwann dazu durchringe, die kleinen Bauern zu unterstützen. Das läge in ihrer Hand. Doch er muss es nicht aussprechen, es ist offensichtlich: der Weg zu seinem Hof ist nach dem Regen eine Schlammrippe, von einem Traktor ist weit und breit keine Spur. Die jetzige Regierung schere sich nicht um ihre Menschen, das Geld, was für angebliche wirtschaftliche Investitionen vorgesehen sei, käme bei den kleinen Menschen nicht an, die Hilfe bleibe aus. Unterstützt, so Samuel, fühle er sich nicht. Und so würden auch die anderen Kaffeebauern empfinden. Doch woher das große Desinteresse der Regierung an Ugandas potenziell wichtigstem Cashcrop käme, das bleibe ein Rätsel. Weitermachen will Samuel, und hofft, dass sein Vermächtnis irgendwann weitergeführt wird. Denn den kleinen, roten Kaffeebeeren hat er sein ganzes Leben geopfert.

3.5. Jesca Nalusiba, „Das nächste Level“

Jesca kommt mir durch ihre Kaffeesträucher in einem kleinen Dorf im Masaka Distrikt namens Bukayi entgegen, gekleidet in einem farbenfrohen Mix aus Kitengen. Das Haar kunstvoll geflochten, sprüht die 56-Jährige nur so vor Energie. Die Gummistiefel sind voller Matsch, sie kommt vom Feld, sie muss zurück, doch für einen kurzen Plausch hat sie Zeit und freut sich über meinen Eintrag in ihrem Gästebuch ihrer kleinen Farm.

Jesca symbolisiert für mich die Frauen Ugandas: selbstständig, voller Tatendrang, mit einer Lust für das Business und auf Wachstum. Ihre acht Kinder sind vollständig in der Farm involviert, lernen alles über den Anbau, drei von ihnen konnten mit Hilfe des Kaffees bereits die Universität abschließen, und leben teilweise im Ausland, von wo aus sie die Farm mitfinanzieren.

„Immer, wenn sie etwas Geld übrighaben, schicken sie es und sagen: ‚Mama, kauf mir ein Kaffeefeld‘“, erzählt Jesca auf Luganda. So besteht die Farm mittlerweile aus stattlichen 10 Kaffeefeldern, was umgerechnet etwa 4.800 Kaffeesträucher macht (Zur Erinnerung: Ein Strauch kann pro guter Saison 15kg Kaffee produzieren). Seit 1996 arbeitet Jesca daran, sich und ihrer Familie ein gutes Leben zu ermöglichen. „Ich konnte alle meine Kinder zur Schule schicken, 3 haben die Schule schon abgeschlossen.“

Doch was sie betont, sind all die Komplikationen, vor denen sie steht. Zum einen sind da die Mittelsmänner, die sie einen guten Teil des Ertrags kosten, den sie mit ihren gepellten und getrockneten Kaffeebohnen machen könnte. „Ich möchte meinen Kaffee auf das nächste Level bringen“, sagt Jesca, und meint damit ihren Kaffee selbst zu rösten und direkt an den Exporteur zu verkaufen. Aktuell trocknet sie ihre Bohnen nur und bringt sie zur Pellmaschine. Danach gehen die Bohnen an einen Mittelsmann.

Sie bedauert, dass die Regierung, auch die lokale, keine Verpflichtung verspürt, die Ärmel hochzukrempeln und anzupacken. „Die Politiker interessieren sich nicht für die Bauern, sondern nur für das Ergebnis und das Geld, was dabei herauskommt“, kritisiert die Bäuerin. Dabei mangle es auch bei ihr an allen Enden. Durch neue Varianten habe sie zwar größere Erträge, doch Insekten, die immer resistenter gegen die Pestizide würden, machten immer wieder Probleme.

Sie zeigt mir einen ihrer Sträucher, an dem die Bohnen schwarz und hohl sind und in ihren Händen zerbröseln. Die Insekten legten ihre Eier in den Zweigen, fräßen die Bohnen in den Beeren und trockneten die Sträucher aus, sodass sie morsch würden. Der Klimawandel tut seinen Teil dazu, es den Insekten einfacher zu machen, sich auszubreiten. „Pest-Kontrolle, Insekten-Sprays und auch Dünger zu einem akzeptablen Preis brauche ich“, erzählt Jesca. Und auch ein Traktor, um neue Gärten anzulegen, wäre für viele Bauern in Bukayi eine große Hilfe.

3.6. Berna Nalusiba, „Kaffee ist meine Rente“

Berna Nalusiba weiß nicht, wann sie geboren wurde. Sie schätzt sich selbst auf „etwa 80“. Die kleine Frau kommt mir an einem regnerischen Tag auf ihrem Feld in Sanga im Masaka Distrikt entgegen. Ihre Kleidung ist mit Erde beschmiert und trieft bereits, und nicht viel später bin auch ich komplett nass. Doch sie umarmt mich mit einer Herzlichkeit und einer Kraft, die ich zum einen nicht von einer buckligen, alten Dame erwartet hätte, und wie ich zudem sicher seit Beginn der Corona-Pandemie nicht mehr umarmt wurde.

Berna läuft auf einen kurzen Stock gestützt, sie hat einen Buckel, doch all das hält sie nicht davon ab, jeden Tag auf ihre Felder zu gehen. Mit dabei ist ihre Enkelin Nadia, die für mich übersetzt. Berna ist noch recht „frisch“ im Kaffeemarkt, erst vor zehn Jahren hat sie angefangen, Kaffee anzubauen, denn da, mit etwa 70 Jahren, war sie noch „jung und hatte Kraft“. Damals baute Berna noch Bananen und Maniok an, doch ihre Sorge galt der Zukunft. Mit Obst und Gemüse lässt sich in Uganda nur schwerlich Geld verdienen, und noch immer unterstützt Berna die eigenen Kinder, die mittlerweile schon erwachsen sind.

„Ich sah, wie meine Nachbarn Kaffee anbauten, und dachte, das versuche ich auch“, erzählt sie mir. Kein einziges Feld, dass ich bisher gesehen habe, ist so gepflegt, doch außer Berna ist niemand zu sehen. „Wie sie das macht, fragen wir uns alle“, erzählt mir eine Nachbarin verwundert. Berna schimpfe, bliebe der Regen aus, doch sobald er einsetze, sei sie auf dem Feld, pflanze, hacke und mache. Die Arbeit zahlt sich aus: auf fünf großen Äckern hängen die Äste der Kaffeesträucher tief von der Last der Beeren.

Ihr erstes Geld investierte sie vor 10 Jahren in einen Honigbienenstock - doch das Projekt scheiterte. Danach versuchte sie, einen Brunnen zu bauen, und auch das ging schief. Ihr zweiter Brunnen zur Bewässerung der Felder ist nun im Einsatz, und daneben steht ein ansehnliches Haus für eine kleine Dame wie Berna.

Berna ist zufrieden mit dem Geschäft, doch auch sie hofft, dass Ugandas Regierung endlich den Wert von Ugandas Kaffee erkennen und mehr investieren würde um den Bauern am unteren Ende der Wertschöpfungskette zu helfen. „Das fehlende Bewässerungsproblem, Insekten und Pesten machen mir Probleme“, sagt sie. Sie habe große Hoffnungen in den Kaffee gehabt, doch um ein lukratives Geschäft zu machen, müsse sie viel investieren - teilweise zu viel. „Ich brauche Dünger wie etwa Kuhdung“, sagt Berna. „Der Dünger, der auf den Märkten angeboten wird, ist viel zu teuer.“

Die kleine, alte Frau mit der Energie einer Jugendlichen benötigt ihre Kaffeefelder als Altersabsicherung. Und wenn die Zeit kommt, sich zur Ruhe zu setzen, hofft Berna, dass sie sich um die Zukunft keine Sorgen mehr machen muss - mit der richtigen Unterstützung.

3.7. Rahman Namakula und Ronald Muwanga - Reich auf die Kosten anderer?

Am Rand der Straße nach Mpingi treffe ich Rahman Namakula (30) und Ronald Muwanga (55). Ronald trägt blank polierte Lederschuhe und ein gebügeltes blaues Hemd, Rahman hält sich etwas scheu im Hintergrund. Das sollen also die bösen Mittelsmänner sein? Bewusst sind sich die beiden ihrer schlechten Reputation unter den Bauern und auch unter den Exporteuren. Mittelsmänner, so heißt es, nutzen die Bauern aus, zahlen ihnen schlechte Preise, und sind nur auf den eigenen Verdienst aus. Man würde sagen: echte Kapitalisten.

Dazu kann Ronald nur mit den Achseln zucken. „Die Bauern brauchen uns, sie kommen ja von sich aus“, erzählt er auf Luganda. Dass man mit dem Business gutes Geld macht, bestreitet keiner der beiden. „Exporteure zahlen gute Preise, und wir ermöglichen den Bauern den Zugang zum Markt“, erklärt Ronald. Natürlich würde das die Bauern etwas kosten, doch die Abhängigkeit sei beidseitig.

Ronald ist seit 15 Jahren im Geschäft, und arbeitet mit 300 Kaffeebauern zusammen. Namakula unterstützt ihn dabei, und kümmert sich um einen

Kundenstamm von 50 Bauern. Seit 8 Jahren arbeitet sie für Ronald, doch das Geld könnte besser sein, sagt sie. Der Kaffeemarkt sei kein einfacher.

Etwas anders sieht es Ronald. „Das Geschäft ist lukrativ“, sagt er. „Die Exporteure zahlen fair, und die Regierung hat einen Standard für Kaffee eingeführt, damit nur guter Kaffee verkauft wird.“ Das hilft ihm bei der Auswahl seines Kaffees, denn alles, was nicht als gut gewertet wird, kann später beim Verkauf vernichtet werden. Durch den eingeführten Standard bekäme jeder das, was er will.

Ob er nicht glaube, dass die Bauern mehr verdienen könnten, wenn sie direkt zu den Märkten gingen, ohne ihn dafür herbeizuziehen?

„Nein. Wir bieten den Bauern ja auch einen Service, wie etwa die Weiterverarbeitungsmaschinen zum Pellen der Kaffeefrüchte und den Transport zu den Exporteuren.“ Grundsätzlich sei der Job als Mittelsmann attraktiv, auch für viele junge Ugander, die ihr Studium abgeschlossen hätten, und erfahre aus seiner Erfahrung einen regen Zulauf.

Doch auch dieser Job bleibt nicht ohne Probleme, so Ronald. „Die Elektrizitätskosten sind sehr hoch, die Straßen für den Transport sind schlecht, der Sprit für die Autos ist teuer und zusätzlich werden wir noch besteuert.“ Für ihn und seine Mitarbeiter wäre es eine große Hilfe, wenigstens die Stromkosten zu verringern. In Uganda beträgt der Strompreis durchschnittlich 0,16 Euro pro kWh für Haushalte. Zum Vergleich: Der durchschnittliche Strompreis in der Welt beträgt 0,12 Euro pro kWh für Haushalte (globalpetrolprices.com). All diese Ausgaben schlagen auf die Geldtasche eines Geschäftsmodells, ohne das der meiste Kaffee in Uganda es nicht einmal bis zum lokalen Markt schaffen würde - geschweige denn in den deutschen Supermarkt.

3.8. Charles Karonde „Den Mehrwert des Kaffees in Uganda lassen“

Für den weiteren Verlauf meiner Recherche verabschiede ich mich von den Bauern, und fahre aus der Mtsikana Region zurück in Ugandas Hauptstadt Kampala. Hier will ich „die großen Tiere“ im Geschäft treffen: die Abnehmer des Kaffees, sowohl

lokal, als auch diejenigen, die für den Export des Kaffees verantwortlich sind. Der erste von ihnen ist Charles Kironde, den ich auch schon zwischendurch bei den Schwestern in Mtsikana getroffen habe, als er Erdproben nahm, um sie im Labor zu testen und zu schauen, ob sich der Kaffeeanbau auch wirklich lohnt. Er arbeitet für NUCAFE (National Union of Coffee Agribusinesses and Farm Enterprises), eine nationale Dachorganisation von Kaffeebauern, die 2003 als Nachfolgerin der Uganda Coffee Farmer's Association (UCFA) gegründet wurde. NUCAFE ist eine vom Privatsektor geführte Bauernorganisation, die den Bauern in der Wertschöpfungskette für Kaffee in Uganda dient und sie positionieren soll. Sie arbeitet zusammen mit mehr als 213 Genossenschaften/Verbänden, über 215.120 Bauernfamilien und über 1.512.210 einzelnen Kaffeebauern.

Ich treffe Charles in seinem Büro, direkt neben den großen Hallen, in denen ich schon von außen Säckeweise Kaffeebohnen sehen kann. Große Maschinen säubern, ordnen, trocknen und rösten den Kaffee hier, doch hauptsächlich werden hier die getrockneten Kaffeebohnen für den internationalen Markt vorbereitet. Nur ein kleiner Teil wird geröstet, gemahlen und als fertiger Kaffee, vor allem national, weiterverkauft.

Charles, 34 Jahre alt, repräsentiert für mich den Willen der Bauern „on the ground“, jede Woche fährt er durchs Land und besucht sie vor Ort. „Kaffee ist eine der wichtigsten Einkommensquellen Ugandas und beschäftigt die Mehrheit der Bauern in Uganda, fast 1,8 Millionen Kleinbauern leben vom Kaffee“, erzählt er mir, während wir unseren Rundgang durch die Hallen von NUCAFE machen. „NUCAFE unterstützt die Landwirte, indem es sie in erster Linie in Verbänden und Genossenschaften organisiert, aber auch die Management- und Führungsstrukturen dieser Organisationen untersucht. NUCAFE stärkt die organisatorischen Kapazitäten dieser Organisationen, aber auch ihre Aktivitäten.“

Von Charles möchte ich vor allem wissen, was die Anforderungen des internationalen Marktes sind, und was national getan werden muss, damit Uganda den größtmöglichen Profit aus seinem Kaffeeanbau zieht. Er sieht die Lage, so wie auch die Bauern, kritisch, besonders im Hinblick auf die jüngsten politischen Entwicklungen. „Ich denke, es gibt immer noch Raum für Verbesserungen. Ich kann

sehen, dass die Regierung versucht, den Bauern zu helfen. Aber ich denke, dass wir noch mehr tun können, vor allem das jüngste Kaffeegesetz, das verabschiedet wurde, begünstigt die Landwirte irgendwie, aber irgendwie auch nicht, vor allem was die Besteuerung angeht. Die Regierung schlägt vor, die Steuer, die auf Exporte erhoben wird, von 1% auf 2% zu erhöhen. Und dann ist da noch die Frage der Registrierung der Landwirte. Es ist gut, dass die Landwirte registriert werden, aber wir erwarten, dass dies mit Kosten verbunden sein wird, die von den Landwirten zu tragen sind.“

Schwer im Magen liegt Charles die Erhebung der Steuer: „Wenn wir die Regierung umstimmen können, und wenn es gelingt, die mit der Registrierung verbundenen Kosten abzuschaffen, dann ist das besser, denn dann kann man die Dienstleistungen für die Landwirte verbessern. Man kann wissen, für wie viele Landwirte man plant, sobald sie sich registrieren lassen und eine Datenbank mit diesen Landwirten anlegen. Das ist eine gute Sache, aber was uns Sorgen macht, sind die Kosten, die damit verbunden sind.“ Denn sowohl die Steuern als auch die Registrierungsgebühren müssten von denen getragen werden, die schon so am wenigsten haben.

Charles zeigt mir die Säcke voller Kaffee, sticht in einen hinein und zieht ein Schüppchen goldener Bohnen hervor, die intensiv duften. „Uganda ist von Natur aus gesegnet, wir sind international für unseren Kaffee bekannt. Wir haben also wirklich einen sehr großen Wettbewerbsvorteil, wenn es um die Zubereitung von Kaffee geht, und zwar aufgrund der Art der Dienstleistung und der Art des Klimas, das wir hier haben. Die Regierung muss ein wenig aggressiver sein, wenn es um die Vermarktung auf dem internationalen Markt geht. Denn unser Kaffee verschwindet irgendwie irgendwo auf der globalen Szene.“

Dafür müsste vor allem den Bauern geholfen werden, um den Wert und die Qualität des Kaffees zu fördern, es müsse an der Markenbildung gearbeitet werden, um auf dem internationalen Markt zu konkurrieren, und in Wirtschaftszweige wie Verpackungen und Verpackungsmaterial investiert werden. Dies sei auch wichtig, um den internationalen Anforderungen zu entsprechen.

„Wir haben einheitliche Anforderungen, vor allem für die europäischen und asiatischen Märkte. Zum Beispiel brauchen wir für den Export in die asiatischen

Märkte Zertifizierungen, die sich einige Exportunternehmen möglicherweise nicht leisten können, weil sie dafür technisches Fachwissen benötigen. Im Allgemeinen haben wir Anforderungen, damit wir Kaffee in die EU exportieren können, insbesondere die grünen Bohnen. Aber wenn es um den gerösteten Kaffee geht, dann kommen zusätzliche Wünsche.“

Ein Beispiel ist Kinderarbeit. „Ich möchte diese Tatsache nicht verschweigen. Es existiert in einigen bäuerlichen Gemeinschaften, aber diese erhalten keine Zertifizierungen wie die Bio-Zertifizierung oder die der Regenwald-Allianz. In dem Moment, in dem man feststellt, dass eine Fair Trade-Vereinbarung, gebrochen wird, wird man automatisch von der Zertifizierungsvereinbarung ausgeschlossen. Es ist relativ schwierig für einen Landwirt, eine Zertifizierung zu erwerben.“ Und daher wichtig, sie nicht zu verlieren. Doch dafür benötige es weiterhin Sensibilisierungen der Familien, so Charles.

Auch die Rückverfolgbarkeit sei eine sehr wichtige Komponente, aber nur wenige Unternehmen könnten es sich leisten, ein System einzurichten, das dies ermöglicht. Auch wenn es darum geht, den Mehrwert des Kaffees für Uganda zu steigern, indem etwa der fertig produzierte Kaffee anstatt der Bohnen verkauft wird, setzt Charles auf seine „internationalen Freunde“.

„Ich denke, dass die internationalen Freunde uns unterstützen müssen, damit ein kleines Land wie Uganda in der Lage ist, einen Mehrwert zu schaffen, anstatt den Kaffee als grüne Bohnen zu verkaufen. Wir möchten, dass diese Arbeitsplätze hierbleiben. Damit ein Land wie Uganda auch wachsen kann. Wir brauchen also Unterstützung, sowohl technischer als auch finanzieller Art, um ein Umfeld zu schaffen, das es ermöglicht, den Kaffee zu veredeln und das fertige Produkt auf den internationalen Markt zu exportieren, so dass mehr Einfluss auf das Leben der Bauern genommen werden kann. Ein Kilogramm grüne Bohnen kostet etwa 1,3 Dollar, ein Kilogramm geröstete Bohnen etwa 5 Dollar, es gibt also einen enormen Preisunterschied. Stellen Sie sich vor, wie viel Wirkung Sie erzielen können.“

Viele der Maschinen in der Halle von NUCAFE kommen aus Deutschland, etwas, das mir sofort auffällt. Während die Maschinen ruckeln und arbeiten, die Bohnen nach Größe geordnet werden, kommen wir bei der Röstmaschine an, wo mir

Charles ein Säckchen Kaffee als Geschenk überreicht. „Ich muss Deutschland wirklich loben“, so Charles. „Wir haben große Kunden hier im Land, die vor allem auf Fair Trade achten. Und ich kann sagen, dass die Preise, die sie den Bauern zahlen, wirklich gut sind. Wir wollen kontinuierlich mehr Kaffee an die deutsche Gemeinschaft verkaufen, weil sie gute Freunde von uns sind. Wir haben noch nicht erlebt, dass ein deutscher Käufer seine Bedingungen an uns geändert hätte.“

Charles und NUCAFE sind bereit, enger mit Deutschland zu kooperieren, und - mit ihrer Hilfe - alle Voraussetzungen dafür zu erfüllen, mit einem großen Wunsch: den Mehrwert des Kaffees in Uganda zu lassen.

3.9. Michael Kjjjambu, „Der Kaffee und die weißen Herren“

Mit dem Boda Boda düse ich durch Kampala, zu meinem nächsten Interview. Der 100 Cups Coffee Shop von Michael Kjjjambu ist eines der ältesten Cafés Ugandas, und nicht gerade leicht zu finden. Versteckt in einer kleinen Shoppingmall, wirkt es äußerst unscheinbar, doch kaum tritt man durch die Tür, hängt der Kaffeeduft schwer in der Luft. In einer Ecke werden frische Kaffeebohnen zum Verkauf verpackt, direkt daneben steht eine Barista Kaffeemaschine, die vielversprechend glänzt. Ich setze mich nach draußen auf den Balkon, bestelle mir einen Cappuccino und warte auf Michael, der, ganz wie erwartet, mit „nur 10 Minuten“ auf den Stuhl mir gegenüber fällt. Er ist etwas gestresst, hat nicht viel Zeit, wirkt skeptisch und beäugt kritisch mein Aufnahmegerät.

Das Café gibt es seit 20 Jahren, in einem Land, in dem zwar die Produktion, aber nicht der Konsum von Kaffee etabliert ist, wie mir auch Charles Karrende erzählt hatte. Die Sensibilisierung fehlt, und das Geld, den Kaffee zu trinken, ist auch hier ein kleiner Luxus. „COVID-19 hat uns alle ganz schön getroffen“, erzählt Michael. Viele Cafés hätten schließen müssen. Und das auf einem Markt, der sowieso schon schwierig ist. Aufgefallen ist mir dies früh, von einer Kaffeeneration hatte ich erwartet, an jeder Straßenecke einen Kaffee zu bekommen. Aber Fehlanzeige.

„Es gibt mehrere Gründe, warum Ugander keinen Kaffee trinken“, erzählt er und schlürft an seinem Cappuccino. „Der erste ist der Kolonialismus.“ Viele Jahre lang hätten nur die „weißen Herren“ Kaffee getrunken, ihn sogar den Ugandern vergrault, indem sie ihnen schlechte Geschichten über die Wirkung von Kaffee erzählten. Noch heute sind diese Geschichten in den Köpfen der Menschen verankert. „Es wird Generationen brauchen, bis sich das ändert. Es ist so wie unsere Sprache, Buganda. Erst jetzt wenden sich die Menschen immer mehr von Englisch als offizieller Sprache ab und akzeptieren unsere Landessprache wieder mehr.“

Ein zweites Problem, so Charles: „Als Uganda unabhängig wurde, war der Markt so geformt, dass nur wenig für den eigenen Bedarf, aber viel für den Export produziert wurde. Regierungen zogen es vor, Waren im Ausland zu verkaufen, um ausländische Währungen zu bekommen, und haben dabei verpasst, den heimischen Markt zu ermutigen, Kaffee selbst zu konsumieren.“ Afrika sei langsam, wenn es um Veränderung gehe. „Jeder hat zwei Smartphones, aber wie viele Tassen Kaffee trinken sie? Keine“, sagt Michael kritisch. In sein Café kämen hauptsächlich Ausländer, auf Ugander wartet er oft vergeblich. Seinen Kaffee kauft Michael von den Assoziationen, und er setzt auf die Vermarktung seines Produkts. „Kaffee ist trinkbar, das müssen wir den Leuten vermitteln. Man kann ihn genießen. Er ist ein Nahrungsmittel.“

Seine erste Geschäftsidee, Kaffeemaschinen in Restaurants und Hotels zu installieren, scheiterte aufgrund des Marketings. „Niemand sprach darüber, sich auf einen Kaffee zu treffen, sich dabei zu unterhalten. Wir müssen Uganda diese Kultur zurückgeben. Wir müssen wieder lernen, wie die Deutschen unseren Kaffee zu genießen.“ 1.000 Tassen Kaffee, das ist der Name von Michaels Café. Wenn nur jeder Ugander eine Tasse Kaffee am Tag trinken würde, könnte in Uganda eine Kaffeekultur erblühen, wie es sie zuletzt vor der Zeit des Kolonialismus gegeben hat. Dass die Zeit unter den Briten so tief griff, dass sie selbst die Kultur des Kaffeetrinkens zerstörte, berührt mich - und zeigt einmal mehr, wie zerstörerisch der Kolonialismus war.

3.10. Paul Martin Maraka, „Uganda, versau das nicht!“

„Zeit für Kaffee ist immer“, sagt Paul Martin Maraka zur Begrüßung, als wir uns im Café Mocca nicht weit vom National Theatre in Kampalas Innenstadt treffen. Es ist das erste Mal seit Wochen, dass ich einen Iced Latte trinke, ein kühles Kaffeegetränk, von dem ich erwartet hatte, es an jeder Ecke des Kaffeelandes, in dem ich mich befinde, finden zu können. Martin bleibt bei seinem Espresso, und schiebt es auf das Koffein, dass er so schnell spricht.

Er ist der amtierende Exekutivdirektor der UCF, dem Dachverband für Kaffee-Akteure in Uganda. „Was wir tun, ist politische Arbeit und Interessenvertretung bei der Regierung und verschiedenen anderen Interessengruppen. Einer unserer engsten Partner ist die UCA Coffee Development Authority. Transportunternehmen, Logistik, Schifffahrt, Forschung, internationale Käufer, internationale Märkte sind ebenfalls unsere Partner. Wir vermitteln bei steuerlichen Fragen, Marktfragen oder Qualitätsfragen. Wir machen Marktinformationen, Marketing, Marktforschung, Projekte und Veranstaltungen.“

Aktuell gibt es ein großes Problem aufgrund der Corona-Pandemie, erzählt er mir. „Die Container, die Uganda weltweit verschickt, stecken in Mombasa (Kenia) fest, und kommen nicht zu uns durch.“ Ergo: Ugandas Kaffee wird nur langsam und in kleinen Mengen verschifft, es kommt zu Lieferengpässen.

Der Kaffee habe Uganda während der Pandemie gerettet, betont Martin. Der Markt für verderbliche Waren wie Obst und Gemüse brach zusammen, weil Schulen schlossen und kein Essen mehr für die Schüler gekocht wurde. „Die Leute, die noch Kaufkraft hatten, waren die großen Kaffeehändler. Wenn es sie nicht gegeben hätte, wäre das in vielerlei Hinsicht ein großes Problem für Uganda gewesen.“

Martin hat Herz und Seele dem Kaffee verschrieben. Er spricht mit großer Leidenschaft von den kleinen Bohnen, und ist sehr emotional. „Kein anderes Land, außer vielleicht Äthiopien, kann, was Uganda kann“, betont Martin. „Der Kongo hat es schwer, auch Tansania. Malawi und Sambia kommen nicht auf die nötigen Mengen, um ein ernster Konkurrent zu sein. Simbabwe versucht, zu wachsen, aber das wird dauern. Uganda hingegen hat einen positiven Aufwärtstrend. Wenn man

sich die Statistiken anschaut, verkaufen wir aktuell jährlich 5,1 Millionen Säcke Kaffee, und es könnten schon bald 10 Millionen sein. Jeden Monat werden es 200.000 Säcke mehr, geteilt durch 60 für jeden Container. Das Einzige, was Uganda aufhalten könnte, ist die Saisonabhängigkeit.“

Entspannt schlürfen wir unseren Kaffee und schauen auf die geschäftigen Straßen Kampalas. Mal wieder hat es nicht geregnet, Boda Boda Fahrer schieben sich durch die vollen Straßen, Autofahrer hupen um die Wette, die Hitze schimmert über dem staubigen Asphalt.

Mit einer so kleinen Konkurrenz sollte Uganda sich diese Chance auf dem Weltmarkt nicht „versauen“, so Martin. „Es hat lange gedauert, sich einen guten Ruf aufzubauen, aber man kann ihn schnell wieder zerstören. Kaffee ist der goldene Weg. Wir müssen vorsichtig sein mit diesem Geschenk, das uns seit 100 Jahren am Leben hält. Wir müssen zusehen, dass der Sektor Fördermittel erhält, die richtig genutzt werden. Alle Akteure des Sektors müssen in ihrem Wettbewerbsdenken vereint sein. Die goldene Gans muss gefüttert werden.“

Es gibt viele Baustellen, so Martin. Die Regierung tue das Nötigste, doch ein Wirtschaftszweig wie der Kaffee Ugandas brauche besondere Aufmerksamkeit. Das Potenzial sei vorhanden, um aus Uganda die Nummer eins weltweit zu machen.

„Wir haben das Glück, dass Gott uns Böden gegeben hat, auf denen Kaffee wachsen kann, und ebenso das passende Klima.“

Auch an Kunden mangelt es nicht, betont Martin. Die Nachfrage käme nicht nur aus Europa oder Amerika, sondern auch von vor Ort.

„Wir haben die EU und wir haben die Ostafrikanische Union. Wenn unsere Nachbarn Probleme haben, Märkte zu finden, kommen sie nach Uganda. Sie fragen mich: Martin, ich will ugandischen Kaffee, aber kannst du mir auch helfen, Kaffee aus der DR Kongo zu bekommen? Dann sage ich: Ich kann euch beides besorgen. Es geht darum, eine Plattform für ostafrikanischen Kaffee zu sein. Wir werden das Zentrum des Kaffees werden.“

Aus meinen vorherigen Interviews sind mir vor allem zwei Dinge im Gedächtnis geblieben, über die ich mit Martin sprechen möchte: zum einen der lokale Konsum,

sowie die Notwendigkeit, den Mehrwert des Kaffees im Land zu steigern, etwa dadurch, dass weitere Prozessschritte im Land durchgeführt werden, wie etwa das Rösten des Kaffees. „Das Rösten, der letzte Prozess, um den besten Kaffee zu erhalten, wird normalerweise am Endpunkt durchgeführt“, so Martin. „Die meisten Coffeeshops rösten am selben Tag, an dem sie den Kaffee verkaufen. Das ist eines der größten Probleme. Das zweite Problem ist die Steuerproblematik bei der Einfuhr von geröstetem Kaffee in diese Länder, denn sie müssen auch ihre Arbeitsplätze schützen. Eine der besten Lösungen wäre, es wie Kolumbien zu machen: Kolumbien besitzt Röstereien und Kaffeeläden in europäischen Ländern. Und von dort aus verarbeiten und rösten sie den Kaffee. Ist der Kaffee erst einmal geröstet, verliert er schnell an Qualität. „Die meisten Menschen in europäischen Ländern sind es gewohnt, ihren Kaffee frisch zu bekommen. Man müsste ein Logistiksystem aufbauen, das dies ermöglicht.“

Das zweite Thema ist der nationale Konsum von Kaffee. Die Gründe, warum dieser in Uganda so gering ist, hatte mir Michael bereits erklärt.

„Die Engländer haben uns dazu gebracht, Tee zu trinken und auf Kaffee zu verzichten“, sagt auch Martin. „Wenn meine Freunde aus Äthiopien sehen, was ich hier trinke... sie trinken einen Kaffee und ich trinke eine Coca-Cola. Es ist Teil ihrer Kultur. Da sitzen Männer zusammen und trinken einfach nur Kaffee. Sie trinken kein Bier. Wie schafft man also den Übergang? Man muss Qualitätskaffee fördern, ausbilden, Kapazitäten aufbauen und sicherstellen, dass Ausrüstungen zur Verfügung stehen.“

Ein gutes Beispiel seien die Barista-Wettbewerbe: „Man muss Fachleute anerkennen. Dann muss man dafür sorgen, dass Maschinen erschwinglich, bedienbar und gut gewartet sind. Und dann muss man das Bewusstsein der Konsumenten schärfen.“

Eine große Rolle spielten vor allem die Frauen, so Martin. „In unserem Teil Afrikas sind Frauen diejenigen, die entscheiden, was auf der Einkaufsliste steht. Wenn eine Frau der Meinung ist, dass Kaffee nicht auf dieser Liste stehen soll, dann steht er auch nicht drauf.“

Ein weiteres Problem: der Klimawandel. „Uganda ist die Nummer drei bezüglich der Produktion von Arabica in der Welt. Und die Nummer eins bei Arabica in der Welt, was die Qualität und die Konsistenz angeht“, so Martin. „Der Klimawandel ist ein Problem, und wir müssen Wege finden, wie man neue Sorten bekommt und wie man sich verändert. Das sollte auch auf der internationalen Ebene unterstützt werden, weil wir alle unseren Kaffee haben wollen. Wenn wir ihn nicht mehr produzieren können, haben wir alle ein Problem.“

„Wenn etwas funktioniert, darf man es nicht kaputt machen. Das ist wie mit Deutschland und deutschen Autos“, so Martin, und trinkt den letzten Rest Espresso. „Holt euch neue Technik, verbessert sie und zerstört sie nicht. Wie ich schon sagte, COVID hat viele Sektoren zerstört, aber ich weiß von keiner Fabrik im Kaffeesektor“.

3.11. Emmanuel Iyamulemye, „Warum vertraut uns die Welt nicht?“

Das Gespräch mit Emmanuel Iyamulemye, dem geschäftsführenden Direktor der Uganda Coffee Development Authority, spare ich mir für das Ende meiner Recherche auf. Der Grund ist, dass ich ihn als Regierungsvertreter mit meinen Ergebnissen konfrontieren möchte, die durchaus ihre negativen Seiten haben. Vorab wünscht er, die Fragen zugeschnitten zu bekommen, die ich aufgrund der aktuell heiklen politischen Situation und der hohen Sensibilität, wenn es um regierungskritische Themen geht, positiver verpacke als sie gemeint sind. Die kritischen Fragen formuliere ich für das Interview vorsichtiger, und denke dabei an die Warnungen vorangegangener Interviewpartner bezüglich kritischer Bemerkungen gegen Yoweri Museveni's Regierung, dem Präsidenten, der noch immer nicht vereidigt ist. Bis dahin besteht im Land eine merkliche Spannung und die Hoffnung/Furcht, dass die Opposition doch noch das Ruder herumreißen und ihren Anspruch auf den Präsidentenposten geltend machen könnte.

Ich treffe Emmanuel im Stadtzentrum in seinem Büro. Es ist ganz offensichtlich ein Gebäude des Staates, die Sicherheitsvorkehrungen gegen Corona werden strikt befolgt, ich warte in einem Besucherraum, bevor ich von der Sekretärin zu Emmanuel durchgelassen werde, der an einem großen, schweren Holzschreibtisch sitzt. Stapel von Akten und Ordnern liegen auf dem Tisch, teilweise mit großen, roten Buchstaben bedruckt, CONFIDENTIAL.

Zusammen setzen wir uns an einen zweiten Tisch, an dem schon eine Tasse schwarzen Kaffees auf mich wartet, zusammen mit ein paar Bananen und einer Schale Kekse.

Emmanuel ist, wie ich es erwarte, skeptisch, und möchte ganz genau wissen, was für eine Recherchearbeit ich schreibe. Ich möchte ihn gerne mit meinen Beobachtungen konfrontieren:

- 1. Die Not und Frustration der Bauern, die sich allein gelassen und schlecht versorgt fühlen, denen es an Dünger, Wasser und Pflanzen mangelt, die dringend Technik und Maschinen zur Weiterverarbeitung ihres Kaffees benötigen.*
- 2. Das Problem, das meiste aus dem Kaffee zu gewinnen, zusätzliche Arbeitsplätze zu schaffen und den Wert völlig auszuschöpfen, bevor der Kaffee nach Europa verschifft wird.*
- 3. Die Vermutung, dass Ugandas Regierung kein Interesse an einer Entwicklung des Kaffeesektors hat, aus Furcht, dass Gewinne in die Unterstützung der politischen Opposition wandern könnten.*
- 4. Die Hoffnung, aus Uganda ein Kaffeezentrum zu machen, das auch selbst zum Kaffeeconsumenten wird.*
- 5. Die Kosten für eine mögliche Steigerung der Steuer von Kaffee-Exporten und der Registrierungsgebühr von Bauern.*
- 6. Der Druck des internationalen Marktes, bestimmte Voraussetzungen zu erfüllen und den Mut, mehr für sich und den Sektor einzufordern.*
- 7. Die Rolle der Frau im Antrieb des nationalen Konsums.*

Die Uganda Coffee Development Authority (UCDA) ist eine öffentliche Behörde und hat den Auftrag, die Kaffeeindustrie zu überwachen, indem sie die Forschung unterstützt, die Produktion fördert, die Qualität kontrolliert und die Vermarktung von Kaffee verbessert, um die Einnahmen des Landes und die Zahlungen an die Bauern zu optimieren. Emmanuel begann 2016 für die Behörde zu arbeiten und hat Pflanzenwissenschaften studiert, sein erster Job war in der klinischen Forschung. Heute widmet er sich Ugandas Kaffee.

„Kaffee ist die Nummer eins unter den Waren, die im Lande vertrieben werden und trägt bis zu 19% der Devisen bei. Viele Menschen konnten wegen des Kaffees zur Schule gehen, haben wegen des Kaffees Land und Häuser gekauft. Kaffee ist eine Kulturpflanze, die Familien zusammenbringt“, schwärmt Emmanuel, während er in seiner Tasse rührt. Er trinkt seinen Kaffee schwarz. „Fast alle Familien in allen Stämmen, die in den Kaffeeanbau involviert sind, sehen Kaffee als sehr starkes Gut an, nicht nur wegen des Geldes, sondern auch, weil er uns als Nation berührt und die Menschen zusammenbringt. Im Kaffeeanbau sind etwa 2 Millionen der 45 Millionen Ugander beschäftigt, das sind etwa 26% der Bevölkerung, die in irgendeiner Weise vom Kaffee abhängig sind. Egal, ob Sie eine Kaffeefarm haben oder ob Sie Händler sind. Sie haben ein Geschäft, Sie sind ein Transporteur, Sie sind ein Exporteur, Sie sind ein Barista. Eine Industrie, die bis zu 26% der Bevölkerung beschäftigt, ist natürlich sehr wichtig. Kaffee wird hier in 126 von 145 Distrikten angebaut, das sind etwa 82%.“

Um Ugandas Bauern zu helfen und den Kaffeeexport in Uganda zu stärken, hat die UCDA 2015 die **Coffee Roadmap** auf den Weg gebracht, "eine Vision für das Land“, betont Emmanuel. Neun wichtige transformative Initiativen seien identifiziert worden, die Uganda ermöglichen sollen, bis 2025 eine Kaffeeproduktion von 20 Millionen Sack pro Jahr zu erreichen:

- Aufbau einer strukturierten Nachfrage durch Verhandlungen
- Markenbildung für ugandischen Kaffee, um die Nachfrage zu steigern und den Wert um bis zu 15% zu erhöhen
- Unterstützung lokaler Kaffeeunternehmen bei der Wertschöpfung

- *Stärkung von Bauernorganisationen und Erzeugergenossenschaften, um die Kommerzialisierung zu verbessern und einen breiten Zugang zu Beratung, Betriebsmitteln, Finanzierung und Aggregation zu gewährleisten*
- *Unterstützung von Joint Ventures zwischen mittelständischen Eigentümern von unzureichend genutztem Land und Investoren zur Entwicklung der Kaffeeproduktion*
- *Bereitstellung und Förderung von Kaffeeanbau auf nicht ausgelasteten Flächen*
- *Verbesserung der Qualität des Saatguts durch verstärkte Forschung und verbesserter Sorten*
- *Verbesserung des Zugangs zu hochwertigen Betriebsmitteln durch Reduzierung der Fälschungen (Düngemittel, Pestizide, Herbizide)*
- *Entwicklung eines Kaffeefinanzierungsprogramms in Zusammenarbeit mit der Zentralbank und dem Finanzministerium zur Bereitstellung von Finanzmitteln für Bauernorganisationen, Kaffeeunternehmen und Investoren.*

Emmanuel ist interessiert an meinen Erfahrungen und an den Berichten der Bauern, denen es oft am nötigsten fehlt, um große Höfe aufbauen zu können. Doch er widerspricht ihrem Vorwurf, zu wenig zu tun.

„Die Regierung hat in den letzten 20 Jahren kostenlose Setzlinge zur Verfügung gestellt“, antwortet mir Emmanuel. „Seit 2014/15 führt die Regierung ein massives Umschulungsprogramm durch. Ein großer Teil des Budgets geht in die Bereitstellung von Setzlingen, die an die Landwirte verteilt werden, so dass die Landwirte die Vorteile der neuen Sorten, die krankheitsresistent, besser reifen und qualitativer sind, nutzen können.“

Setzlinge, schön und gut. Aber was ist danach, was ist mit dem dringend benötigten Dünger, Wasser, Technik? Warum fehlt hierfür das Geld?

„Die Bauern wissen, dass das Geld, dass sie verdienen, für die Schulgebühren und für die medizinische Versorgung gedacht ist. Aber sobald sie an Geld kommen, wollen sie ein Haus bauen, sie wollen ein Auto kaufen. Sie denken nicht daran, dass sie dieses Geld auch in die Schädlingsbekämpfung, in die Bodenfruchtbarkeit

investieren können. Sie denken, die Regierung hat uns Setzlinge gegeben, sie sollte uns auch Pestizide und Dünger geben“, mahnt Emmanuel.

Doch alle Bauern, die ich getroffen habe, haben ihre Pflanzen selbst gekauft.

„Dies ist ein Programm, von dem der Präsident selbst gesagt hat: Wenn ihr Geld verdienen wollt, stellt die UCDA kostenlose Kaffeesetzlinge zur Verfügung. Aber es gibt Bauern, die sagen: Ich werde nicht darauf warten, dass die Regierung Setzlinge liefert. Und sie können ihre Setzlinge kaufen, solange es qualitativ hochwertige Setzlinge aus einer zertifizierten Quelle sind. Es ist ein privatwirtschaftliches Unternehmen.“

Emmanuel kann verstehen, dass Landwirte sich über Regelungen wie die Registrierung von Kaffeebauern ärgern. Notwendig - und kostenlos - sei sie trotzdem. „Der wichtige Aspekt ist, dass jeder die Quelle des Produkts kennt. Wir möchten, dass der Verbraucher ihren Namen, ihren Standort, das geografische Gebiet, in dem sie sich befinden, und die Anzahl der Bäume kennt, denn wenn er von Ihnen kaufen will, will er sicher sein, dass die produzierte Menge ausreicht. Als Regierung kann ich diese Informationen für Planungszwecke nutzen, etwa, wenn wir Beratungspersonal einstellen wollen.“

Doch es steckt mehr hinter der Angst vor der Registrierung, wie sich Emmanuel bewusst ist. Misstrauen gegen die Regierung und in die Politik ist ein wichtiger Punkt in der Debatte um die Registrierung.

„Die Leute sehen das Ganze in einem politischen Kontext“, erzählt Emmanuel, und rückt die Krawatte zurecht. „Einige Abgeordnete dachten, die Regierung könnte die Registrierung nutzen, um die Leute, die ihr gegenüber kritisch sind, aus dem Register zu streichen.“ Es seien Politiker, die mit diesen Informationen „Schindluder“ trieben.

Ich spreche Emmanuel auf die Sorge an, dass die Regierung ein Interesse daran hat, die Bevölkerung „arm“ zu halten, um ihr keine Macht zum politischen Aufbegehren zu geben. Doch das sieht Emmanuel kritisch. „In ein aktuelles

Kaffeeregister müssen sie neue Landwirte aufnehmen und diejenigen entfernen, die nicht mehr im Kaffeegeschäft sind.“

Doch Emmanuel gesteht, dass Daten dieser Art schon zuvor missbraucht wurden.

"Natürlich glauben manche, eine mächtige Person könnte die Daten privat nutzen. Und das ist nicht unbegründet. Das ist schon passiert.“

Auch die Sorge der Bauern, sie könnten ihr Land verlieren, sobald bekannt sei, wem was gehöre, sei begründet, bestätigt Emmanuel.

„Die Regierung kann Land zwangsenteignen, und es ist vorgekommen, dass einige Bauern kein Recht an dem bewirtschafteten Land besaßen. Dann kam jemand und sagte: „Geh, ich habe dieses Land gekauft.“ Ich behaupte nicht, dass die Regierung sehr fair und perfekt ist. Das war sie noch nie. Aber all das basiert auf Misstrauen, begründet und unbegründet.“

Doch er glaubt nicht, dass die Regierung die Bevölkerung arm halten will. „Ich will ehrlich und offen sein: Da mag etwas Wahres dran sein. Aber würde die Regierung zum Zweck des Machterhalts die Menschen arm machen, würde sie sich selbst ins Abseits stellen. Keine Regierung kommt ohne Steuern aus. Wenn Sie arme Leute haben, gibt es keine Steuern.“

Daher hofft Emmanuel, dass er die Mythen um die Registrierung mit guter Aufklärung auflösen kann.

Die Registrierung sei noch aus einem ganz anderen Grund wichtig. „Käuferländer wie Deutschland und Großbritannien schreiben Protokolle vor, um sicherzustellen, dass die Pflanzen keine Krankheiten übertragen, aber auch, um die Rückverfolgbarkeit zu gewährleisten. Diese Handelshemmnisse machen es für Entwicklungsländer wie Uganda noch schwieriger, auf dem internationalen Markt zu bestehen“, kritisiert Emmanuel. „Die Anforderungen sind zu hoch!“, beharrt er. „Etwa bei Fair Trade Zertifikaten: Es muss ein deutsches Zertifikat sein, ein deutscher Prüfer, der hierherkommt. Es kann kein ugandischer Prüfer sein. Wir wünschen uns mehr Vertrauen.“

Uganda habe nicht die Verhandlungsmacht, sich andere Käufer zu suchen, den Kaffee zu seinen eigenen Konditionen zu verkaufen, oder etwa die komplette Herstellung ins eigene Land zu verlegen, kritisiert Emmanuel.

„Ghanas Präsident hat gesagt, wir exportieren nur noch fertige Schokolade. Das erfordert Mut und Ressourcen. Doch wir haben große Konkurrenz: Brasilien produziert 160 Millionen Säcke Kaffee. Kolumbien produziert 15 Millionen, in Uganda sind es nur fünf Millionen.“

Deutschland könne woanders einkaufen, sollte Uganda nur noch fertigen Kaffee anbieten wollen. Problematisch sei zudem, dass selbst der Export innerhalb Ugandas nicht von ugandischen Firmen betrieben werde. "Die großen fünf Exporteure, die mehr als 85% des Kaffees exportieren, sind keine ugandischen Unternehmen.“

Würde Uganda ein fertiges Produkt exportieren, würde das für die Importländer um einiges teurer. „In Deutschland gibt es eine 16% Steuer auf importierten Kaffee. Wenn Sie also den Kaffee mit einem Mehrwert versehen, wird die Steuer darauf steigen.“

Ausländische Unternehmen hätten zudem kein Interesse daran, Arbeitsplätze in Uganda zu schaffen. Gründe seien etwa die Unsicherheit in der Region. „Sie erinnern uns dann daran, dass ihre Länder uns Strom oder Wasser gegeben haben“, so Emmanuel. „Wir brauchen sie, wir sind uns dessen bewusst. Wir haben selbst nicht die finanziellen Mittel. Aber wir wollen hier Arbeitsplätze schaffen. Es macht keinen Spaß, grüne Bohnen oder Instantkaffee zu exportieren. Das Geld bringt gerösteter, gemahlener Kaffee.“

Die Problematik bleibt: Uganda möchte und braucht die Arbeitsplätze im Kaffeesektor - doch reiche Länder im Westen und in Asien sind nicht bereit, ihre Produktion zu verschieben, da sie sonst Verluste einfahren und mehr zahlen müssen. Was mich hierbei wundert: Von 1960 bis 2019 lag der durchschnittliche Wert für Entwicklungshilfe für Uganda bei 668,31 Millionen US-Dollar, mit einem Maximum von 2,1 Milliarden US-Dollar im Jahr 2019. Zum Vergleich: Der Weltdurchschnitt im Jahr 2019 auf der Grundlage von 131 Ländern beträgt 840,02 Millionen US-Dollar (Weltbank).

Warum also nicht den Kaffeesektor in Uganda unterstützen, Arbeitsplätze dort lassen und somit auf Dauer die Entwicklungsgelder zurückfahren? „Hilfsgelder nützen den Gebern, nicht denen, die sie erhalten“, sagt Emmanuel dazu nur nüchtern. Und in Anbetracht der Argumentation von Firmen, was Uganda ihren Ländern nicht alles schulde, wundert mich diese Aussage nicht.

Ich lenke das Gespräch auf ein anderes Thema: Die Steigerung der Exportsteuer von 1% auf 2%. NUCAFE ist darüber unglücklich und betont: Am Ende müssen die Bauern diese Extrakosten tragen.

„Ich gehöre zu denjenigen, die sich dafür eingesetzt haben“, betont Emmanuel. „Es gibt kein Land, das sich ohne Steuern entwickelt, und die Menschen werden niemals gerne Steuern zahlen.“

Aktuell würde durch die 1%-Steuer 18 Milliarden Uganda-Schillinge eingenommen (etwa 4,4 Millionen Euro). „Mit diesem Geld stellen wir Leute ein. Wir trainieren Landwirte, wir sprechen von kostenlosen Setzlingen, wir stellen die Rückverfolgbarkeit des Kaffees sicher. Die Tatsache, dass die meisten Bauern diese Dienstleistungen nicht so erhalten haben, wie sie sollten, ist der Grund, warum sie denken, dass es teuer wird.“

Dienstleistungen wie die Zertifizierung von Kaffee durch Kaffee-Exporteure könne jeder Bauer in Anspruch nehmen, so Emmanuel. „Außerdem werden in Uganda die niedrigsten Steuern auf Kaffee erhoben. In Ruanda sind es 5%.“ Zwar könne dadurch nicht automatisch auch Dünger und Pestizide kostenlos angeboten werden, so Emmanuel. Doch er beruhigt: „Wir würden nie eine Steuer erheben, die das Geschäft lähmt.“ Ugandas Bauern werden es noch früh genug sehen.

Ein weiterer Punkt der Kaffee Roadmap ist zudem, den nationalen Konsum zu fördern. Auch dies könnte zu einem Wachstum der Industrie führen. Hierfür brauche es Aufklärung. „Ugander trinken den Kaffee nicht, sondern produzieren ihn für den Export. Sie glauben, Kaffee sei ungesund, teuer und werde nur von Weißen getrunken.“

Die Bevölkerung müsse über die gesundheitlichen Vorteile von Kaffee aufgeklärt und darin geschult werden, Kaffee zu Hause zuzubereiten. „Es geht natürlich auch um Erschwinglichkeit“, stimmt Emmanuel zu. „Je mehr Menschen die Vorteile von Kaffee kennen, desto weniger denken sie über den Preis nach. Ich stimme zu, dass wir die Frauen ansprechen müssen: Sie beeinflussen den Haushalt und auch die Kinder. Wir sollten sie mehr mit unserer Kampagne ansprechen.“

Schlussendlich möchte ich mit Emmanuel über die Chancen für Uganda, und vor allem für die Jugend sprechen. Ein gesteigerter Kaffeekonsum, ein größerer Anbau, ein höherer Export. Mehr Jobs, mehr Geld, mehr Möglichkeiten für das Land?

„Wir wissen, dass die Jugend Energie hat, und vor allem: sie wollen arbeiten“, erzählt Emmanuel. Seinen eigenen Sohn habe er im Anbau von Kaffee ausgebildet.

Die Qualität eines Produkts beginne bei den Arbeitsplätzen. Deshalb habe die Regierung die UCDA beauftragt, sich auch um die Ausbildung der Jugend in der Kaffe Zubereitung zu kümmern. „Wenn man Geld verdienen will, kann man in einer Fabrik einen Job bekommen oder sich von der UCDA zum Qualitätskontrolleur ausbilden lassen. Wir haben auch Kaffeeklubs in Universitäten gegründet, damit sie nicht nur lernen, Kaffee anzubauen, sondern auch, ihn zuzubereiten.“

Die Zukunft der Jugend liegt im Kaffeesektor, da ist sich Emmanuel sicher. Was es braucht, ist Vertrauen, denn das ist ein Rohstoff, an dem es hier ganz offensichtlich mangelt - Vertrauen von Seiten der Bauern, der Exporteure, der Importländer, der Jugend, aber auch ein Stück Mut der Politik, sich zu öffnen und transparent zu arbeiten, damit die Bevölkerung sehen kann, was mit welchen Mitteln erreicht wurde.

Emmanuel ist zuversichtlich und redet von einer hellen Zukunft. Er spricht im Auftrag der Regierung - und wie bei jedem Politiker und Angestellten einer Regierungsbehörde, die, wie ich mir sicher bin, überwacht wird, sind gerade die Ansagen für die Zukunft mit Vorsicht zu bewerten.

4. Fazit

Samstag, 1. Mai 2021: Sechs Wochen in Uganda, ca. 600 Kilometer, über den Äquator und zurück. Ich sitze in einem Cafe in der Nähe des Rugby-Feldes, an dem sich gerade am Abend viele Menschen treffen, um ein Steak zu essen und die Mannschaften anzufeuern. Doch für mich geht meine Recherchereise im Auftrag der Heinz-Kühn-Stiftung so zu Ende, wie sie am Flughafen in Frankfurt Mitte März begonnen hat. Mit einem Kaffee.

Als ich meine Reise antrat, hatte ich eine grobe Vorstellung davon, was ich mit meiner Reise erreichen wollte. Zum einen, ganz persönlich zu verstehen, woher der Kaffee, den ich jeden Tag trinke, kommt, welchen Weg er geht, welchen Herausforderungen er begegnet.

Zudem, die politische und wirtschaftliche Bedeutung des Kaffees für ein Land, das immer noch zu einem großen Teil von Hilfgeldern abhängig ist, obwohl es geographisch so ideal gelegen ist, dass hier der Anbau von jeglichen Produkten möglich ist.

Und zuletzt, woran Uganda verzweifelt, wenn es um den internationalen Markt geht.

Jedes meiner Interviews, und jeder Ort, den ich dafür besucht habe, ist mir aus dem einen oder anderen Grund im Gedächtnis geblieben. Ob es die Bauern auf ihren Feldern sind, die mit Gummistiefeln über die feuchte Erde hinwegstapfen oder mit Hilfe von Bananenblättern versuchen, ihre kleinen Pflänzchen vor der grellen Sonne zu schützen. Der stolze Blick, wenn sie mir von der Ausbildung ihrer Kinder, dem neu gekauften Stück Land oder dem selbstfinanzierten Haus der Träume erzählen. Die tiefen Sorgenfalten beim Gedanken an die Zukunft, die Probleme, Dürre, Schädlinge, Klimawandel, der Mangel von Elektrizität und Technik.

Oder ob es der Café-Besitzer in Kampala ist, der versucht, Ugandern das Trinken von Kaffee wieder etwas näher zu bringen, die noch immer anhaltenden Einflüsse des Kolonialismus, die deutschen Sortier- und Säuberungsmaschinen bei den Exporteuren, die großen, geheimnisvollen Aktenstapel der UCDA.

Ich kehre nach Deutschland zurück, und weiß, dass der Kaffee, den wir wie selbstverständlich trinken, einen langen, beschwerlichen Weg hinter sich hat. Uns, den Konsumenten, ist nicht klar, was für Hürden er überwinden muss, und ich bin im Rückblick überrascht, dass wir mit so einer Selbstverständlichkeit damit rechnen können, auch morgen beim Einkaufen Mengen von Kaffee-Paketen im Regal zu finden, als ob dies garantiert wäre. Doch das ist es nicht.

Die kleine Kaffeebohne. Der Schatz Ugandas. Überall in Uganda kämpfen Bauern um ihren Lebensunterhalt, indem sie ihre Felder damit bepflanzen. Die Herausforderungen beginnen schon hier: Überlebt die Pflanze die Hitze, Dürre, den Regen? Hat der Bauer Geld, sie zu düngen, zu gießen, zu pflegen? Hat er die Kenntnisse, sie zum richtigen Zeitpunkt zu pflücken, oder verliert sie schon hier die Chance, weiterverarbeitet zu werden, weil sie unreif gepflückt wurde?

Gibt es die Technik, die Traktoren, die Trocknungs- und Pellmaschinen, damit die Bauern das Beste aus ihrem Geschäft machen können? Oder fällt der Gewinn an die Mittelsmänner, die, zu Recht oder Unrecht, einen guten Gewinn mit dem Kauf und Verkauf der Kaffeebeeren machen? Wo bleibt die Infrastruktur, wo die Elektrizität, um den Sektor weiter auszubauen?

Doch es sind nicht nur Fragen, die ich nun gerne so an die Regierung weitergeben würde, sondern auch Tatsachen:

Ugandas Kaffeesektor kann nicht wachsen, wenn das Maß an Misstrauen, was überall herrscht, nicht abgebaut wird. Die Bauern vertrauen niemandem, denn jeder will sich an ihnen bereichern. Die Assoziationen und Exporteure vertrauen nicht der Regierung, denn sie fühlen sich ungerecht besteuert und behandelt, und glauben, dass dem Sektor nicht die Wertschätzung entgegengebracht wird, die er verdient. Und Ugander selbst scheinen ihrem Kaffee nicht genug zu trauen, um ihn zu trinken, sind noch immer traumatisiert von der Zeit unter den Briten, die ihnen das Kaffeetrinken austrieben, um so das große Geld zu machen.

„Die goldene Gans“ oder „Ugandas Baby“, das sind die Bezeichnungen, die mir sofort in den Kopf kommen, Aussagen meiner Interviewpartner. Kaffee steht hier für Leben, Schule, Gesundheit, Sicherheit. Es kann für den, der sich auskennt und

clever anstellt, die Eintrittskarte in ein besseres Leben sein. Und für ganz Uganda könnte der Sektor den Unterschied machen zwischen Selbstständigkeit und Abhängigkeit. Doch was fehlt, was immer wieder fehlt, und das bei jedem Schritt der Kaffeebohne auf ihrem Weg in die Tasse, ist Vertrauen.

Was meiner Meinung nach geschehen muss, sind vor allem folgende Dinge:

- Bauern brauchen Zugang zu Training, Technik, Maschinen, Dünger und resistenten Pflanzen*
- Die Bildung von Assoziationen, um gerechte Verhandlungen mit Mittelsmännern und Exporteuren führen zu können, muss gefördert werden.*
- Die Infrastruktur rund um den Sektor muss ausgebaut werden, um den Bauern den Zugang zum Markt zu ermöglichen und zu vereinfachen.*
- Ugandern muss die Tradition des Kaffeetrinkens erneut nahegebracht werden. Es handelt sich hierbei nicht um eine von außen eingeführte Handlung, sondern Uganda muss sich seinen Schatz, eine Tradition ihrer Kultur, die durch den Kolonialismus ausgelöscht wurde, zurückholen.*
- Die Vorteile von Kaffee müssen, auch auf gesundheitlicher Basis, erneut vermittelt und bekannt gemacht werden, um Misstrauen abzubauen.*
- Die Jugend muss stärker in den Kaffeesektor mit eingebaut werden, denn hier liegen Chancen und Möglichkeiten für die Zukunft, ob als Bauer, Barista, in der Fabrik oder bei den Export- oder Entwicklungsunternehmen wie NUCAFE, der UCF oder der UCDA.*
- Frauen müssen stärker angesprochen werden: Sie entscheiden noch immer über Erziehung und den Haushalt, und könnten gerade die nationale Entwicklung des Sektors fundamental unterstützen, indem sie etwa das Kaffeetrinken normalisieren oder selbst im Sektor aktiv werden*
- Die Regierung und Regierungsorganisationen müssen für mehr Transparenz und bessere Kommunikation sorgen: Wofür werden Registrierungen durchgeführt und Steuern erhoben, wem kommt dies zu Gute, was wird dafür angeboten? Kaffee muss entpolitisiert werden und nicht zur Waffe gegen kritische Stimmen oder Oppositionelle gemacht werden, um sie so etwa unter Druck zu setzen.*

- *Internationale Exporteure und Importeure müssen Uganda das Vertrauen entgegenbringen, eigenständige Zertifizierungen durchzuführen, die Qualität des Kaffees zu bewerten und ugandische Exportunternehmen aufzubauen. Dies geschieht auf Kosten der Importländer, die jedoch zum großen Teil auch Geberländer von Hilfgeldern sind. Uganda muss erlaubt werden, so viel wie möglich der Wertschöpfungskette im Land behalten zu dürfen, um so finanziell unabhängiger und eigenständiger zu werden, Jobs für die Jugend zu schaffen und von seinem Kaffee bestmöglich profitieren zu können. Aktuell fahren die Importländer, die grüne Bohnen importieren, den großen Gewinn ein, indem sie gerösteten und gemahlenen Kaffee verkaufen, während dies auch in Uganda möglich wäre. Dafür müssten Produktionsschritte nach Uganda verlegt werden, und dies benötigt, erneut, Vertrauen.*
- *Im Angesicht des Klimawandels, der viele der wilden Kaffeesorten bedroht und dazu führt, dass in 30 Jahren die Hälfte aller Anbauflächen vernichtet worden sein könnten, ist es im Interesse aller Kaffeeliebhaber, Ugandas Kaffeeanbau zu fördern und mit den nötigen Mitteln auszustatten. Um einen nachhaltigen, ökologischen Anbau zu sichern, benötigt es finanzielle Mittel, die sich jedoch rentieren werden, wenn Uganda dadurch seine Böden und seine Kaffeepflanzen besser nutzen und effizienter bewirtschaften kann. Und so Kaffee weiter für jeden verfügbar zu machen.*

5. Epilog

„Warum wollen Sie denn schon wieder gehen?“, fragt mich der Beamte am Flughafen in Kampala. Es ist drei Uhr morgens, dank eines Kollegen, der für die staatliche Uganda Broadcasting Cooperation arbeitet und somit nicht von der Ausgangssperre betroffen ist, habe ich es an mehreren Straßensperren voller neugieriger Soldaten, die zu viele Fragen stellen, vorbei geschafft. Heute musste ich niemanden bestechen, in einem Land, das auf Platz Nummer 142/180 auf dem Korruptionsindex liegt. Bis hierhin lief alles glatt. Es geht zurück nach Deutschland.

„Bambi (Entschuldigung auf Luganda). Es war bestimmt nicht das letzte Mal“, witzle ich - und weiß im gleichen Moment, dass es kein Witz ist.

„Und wie sind Sie um die Ausgangssperre herumgekommen“, will der Polizist nun wissen. Ich lächle nur.

Er macht große Augen, und runzelt gleichzeitig die Stirn. „Eigentlich darf man ja um diese Uhrzeit nicht raus“, sagt er, und begutachtet meinen Pass. Recht hat er, aber das interessiert meinen Flieger nicht. Ich nicke.

Er drückt den Stempel in meinen Pass. „Das müssen gute Freunde sein, die Sie hier in Uganda haben“, brummt er und reicht mir den Pass zurück.

Ich greife nach meinem Rucksack, im Handgepäck der selbstgemachte Kaffee von Schwester Josephine, zwei kleine Kaffeebüten von 1.000 Cups und ein paar getrocknete Kaffeebeeren, „zum einpflanzen“, wie mir Bäuerin Jesca zum Abschied sagte. Ob der Kaffee bei mir in der Wohnung je keimen wird, wage ich zu bezweifeln. Und verspüre gleichzeitig Dankbarkeit für all jene Menschen, die ich in meiner Zeit in Uganda getroffen habe, die es ermöglichen, dass mir die Stewardess gleich über den Wolken die Frage stellen wird: „Kaffee oder Tee?“